



HYBRID VERLAG
Vollständige Taschenbuchausgabe
03/2025

FALLEN
Ruf der Dunkelheit

© by Nikki Reva
© by Hybrid Verlag
Westring 1
66424 Homburg

Umschlaggestaltung: © 2023 by Magical Cover Design
Lektorat: Mascha Fekete
Korrektorat: Petra Schütze
Buchsatz: Nadine Engel
Autorenfoto: privat

ISBN 978-3-96741-289-5

www.hybridverlag.de
www.hybridverlagshop.de

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors
unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche
Zugänglichmachung.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek: Die
Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Printed in Germany



Nikki Reva

Fallen

-

Ruf der Dunkelheit

Fantasy



Warnung

Dieser Text enthält explizite Schilderungen psychischer und physischer Gewalt. Die Inhalte können belastend oder retraumatisierend auf Leser*innen wirken. Insbesondere:

- Tod
- Verlust
- Trauer
- Gewalt
- Folter
- Krieg
- Blut
- Gefangenschaft
- Manipulation
- Unterdrückung

Prolog



Kaytlin

»Ich will sie!«, donnert eine laute, männliche Stimme durch den steinernen Gang. Die Worte hallen wider und vervielfältigen sich, sodass ich keine Ahnung habe, wo sich ihr Ursprung befindet.

Außer einiger Fackeln und eines roten Teppichs, der jeden meiner Schritte dämpft, sehe ich nur grauen Stein um mich herum. Ganz so, als wäre dieser Gang mitten in einen Berg geschlagen worden. Die Luft ist stickig und trocken. Jeder Atemzug kratzt in meiner Kehle und ich wünschte, ich hätte eine Flasche Wasser oder etwas ähnliches dabei.

Zögernd setze ich einen Fuß vor den anderen. Fahre mit den Fingerspitzen über die zerklüftete Wand und taste mich den Weg entlang. Alles sieht vollkommen gleich aus. Selbst die beiden Abzweigungen, an denen ich vorbeikomme, wirken identisch. Wird die Stimme lauter? Bewege ich mich auf sie zu? Ich kann es nicht genau sagen. Will ich überhaupt ihren Ursprung kennen? Sie klingt aggressiv. Schwer schluckend bleibe ich stehen. Wische mit zittrigen Bewegungen meine schweißnassen Hände an meinem T-Shirt ab.

»Sorgt dafür, dass sie nicht untertaucht.« Den Zorn in seiner Stimme spüre ich bis in meine Eingeweide. »Am besten bringt ihr sie hierher.«

»Sie müssen sich ausruhen, Eure Hoheit«, erwidert eine Frau. »Ihr seid noch zu schwach.«

»Sag mir nicht, was ich zu tun habe«, wird sie sofort zurechtgewiesen.

Inzwischen bin ich sicher, mich den Stimmen zu nähern. Sie werden lauter. Weit kann ich nicht mehr von ihnen entfernt sein. Schwindel erfasst mich, als ich mir eingestehen muss, sie zu kennen. Doch das ist unmöglich!

Halt suchend stütze ich mich an der Wand ab. Nein, verdammt! Das kann nicht sein. Oder doch? Etwas in mir will die Wahrheit wissen. Ich brauche Gewissheit, auch wenn die Hoffnung, dass ich mich täusche, verschwindend gering ist.

Noch einmal atme ich tief durch. Sammle Mut, den lauter werdenden Wortfetzen zu folgen bis zu einer schwarzgetäfelten Holztür, die zu meiner Rechten in die Wand eingelassen ist. Nur kurz betrachte ich die edlen Ornamente, die sowohl den Rahmen als auch die Tür selbst zieren. Sie wirken unpassend an einem Ort, an dem es nichts anderes als Fackeln und rauen Stein gibt.

Angestrengt lausche ich auf jedes Geräusch, das von der anderen Seite zu mir dringt. Schritte, das Schaben von Stuhlbeinen über den Boden und leises Rascheln von Papier. Automatisch hebe ich eine Hand und strecke sie nach der Klinke aus. Auf halbem Weg halte ich jedoch inne. Will ich wirklich wissen, was — oder besser gesagt, wer — mich dahinter erwartet? Alles in mir zieht mich in die entgegengesetzte Richtung. Weit weg von dieser Stimme, die wie Säure durch meine Adern schießt.

Unsicher werfe ich einen Blick in den leeren Gang hinter mir und trete einen Schritt zurück. Als mir auffällt, dass ich noch immer die Hand erhoben habe, presse ich die Lippen hart aufeinander. Nein, ich kann nicht einfach gehen, sondern brauche Gewissheit. Egal, wie diese aussehen mag. Ehe ich es mir anders überlegen kann, stoße ich die Tür mit einem Ruck auf.

Lautstark knallt sie gegen die Wand. Der Mann, der mittig in dem hell erleuchteten Zimmer steht, schnellte zu mir herum. Der weiße Verband, der sich um seine Brust schlingt, springt mir sofort ins Auge. Doch dann wandert mein Blick zu seinem Gesicht. Wild fallen ihm dicke Strähnen in die rotfunkelnden Augen.

Keuchend weiche ich zurück. Pralle mit dem Rücken gegen den Fels und schlage eine Hand vor den Mund. Unglaube spiegelt sich auch in seinem Blick. Doch nur für den Bruchteil einer Sekunde. Dann verzieht er den Mund zu einem schiefen Grinsen. Genau zu so einem, das noch vor wenigen Wochen meine Knie hat weich werden lassen.

In diesem Moment löst es allerdings nichts anderes als blankes Entsetzen in mir aus. Mein Fluchtinstinkt setzt ein und ich renne los.

»Haltet sie auf!«

Ich habe keine Ahnung, wem er diesen Befehl zubrüllt und es ist mir auch scheißegal. Bisher habe ich niemanden gesehen. Vielleicht ist er irre? Oder doch nur ein Trugbild? Zu spät bemerke ich den schwarzen Nebel, der durch die Spalten und winzigen Risse des Steinganges und Boden quillt. Doch als wenige Meter vor mir eine klauenbesetzte Hand daraus hervorragt und nach meinem Fuß greifen will, schreie ich auf und springe zur Seite. Entsetzt beobachte ich Dutzende Dämonen, die sich aus den Schwaden herausschälen. Wie in meinen schlimmsten Albträumen bauen sie sich vor mir auf. Ihre schwarzen Augen sind starr auf mich gerichtet. Sie peitschen dornenüberzogene Schwänze in meine Richtung. Silber-schwarze Hörner funkeln im Schein der Fackeln.

Ich traue meinen Augen kaum. Angst brodelt in jeder meiner Zellen, doch ich weiß, dass ich sie nicht zulassen darf. Nicht,

wenn ich überleben will. Also klammere ich mich an das Bild des rothaarigen Mannes, der mir beinahe alles genommen hätte. Konzentriere mich darauf, was er mir angetan hat und nutze die Wut darüber, um Energie aus den Fackeln zu ziehen.

Ein Dämon direkt vor mir zieht zwei lange, gebogene Dolche aus dem Hosenbund und stürzt brüllend auf mich zu. Den Stacheln an seinen Handgelenken nach zu urteilen, bräuchte er diese gar nicht. Ungeachtet dessen schleudere ich einen fußballgroßen Feuerball direkt auf seine Brust. Die Wucht des Aufpralls fegt ihn von den Füßen. Er fliegt nach hinten, knallt gegen einen zweiten Dämon und reißt ihn mit sich zu Boden.

Bevor ich den nächsten mein Feuer spüren lassen kann, hallt ein finsternes Grollen durch den Flur. Augenblicklich stoppe ich. Ich kenne dieses Geräusch. Habe es bereits etliche Male gehört und noch immer bringt es meine Knochen zum Vibrieren. Schützend erschaffe ich eine deckenhohe Feuerwand vor mir, ehe ich nach hinten blicke. Ein riesiger Dämon mit Wolfsge-sicht stapft zähnefletschend auf mich zu. Seine Hand umklammert mehrere Metallketten, an deren Enden sechs hungrig und wütend aussehende Halmasti zerren.

Mit einem leisen Klicken lösen sich die Leinen und die Höhlenhunde springen auf mich zu. Mir ist bewusst, dass ich das niemals überleben kann. Es sind einfach zu viele. Gegen einen oder zwei hätte ich vielleicht eine Chance. Aber nicht gegen eine Horde ausgewachsener Dämonen und so viele Halmasti. Meine einzige Möglichkeit ist es, zu fliehen.

Ich wirble herum, schieße blindlings Feuerbälle um mich und sprinte den Gang hinab. Selbst der Echsendämon mit Dornenhandgelenken tritt grinsend beiseite. Scheinbar habe ich ihn vorhin nicht ernsthaft verletzt. Doch warum lassen sie

mich so einfach durch? Ist das irgendein krankes Spiel? Egal, Hauptsache weg.

Eingehüllt in ein Flammenschild wage ich es trotz allem nicht, auch nur einen von ihnen aus den Augen zu lassen, während ich an ihnen vorbeizische. Heißer Atem der Halmstiege weht gegen meinen Nacken. Ich erwarte jeden Moment, ihre messerscharfen Zähne in meinem Fleisch zu spüren. Gehetzt ruckt mein Kopf nach hinten, als ich um eine Ecke biege. Mein Fuß tritt ins Leere. Eine steile Treppe bahnt sich den Weg hinab in die Dunkelheit. Ich verfehle die erste Stufe und verliere den Halt.

Das kribbelnde Angstgefühl in meinem Magen löst reflexartige Muskelkontraktionen aus. Ich reiße die Augen auf und erwarte Jeffs fieses Grinsen zu sehen, das mir sagt, ich bin in seine Falle getappt. Stattdessen brennt sich helles Licht in meine Pupillen. Nur langsam nehme ich die Umgebung wahr. Strahlend blauer Himmel erstreckt sich makellos über mir, weiches Gras kitzelt meine Haut. Erleichtert entweicht mir der Atem. Es war nur ein Traum. Nichts weiter. Scheinbar bin ich in der Nachmittagssonne auf der Wiese am Kaluna-See eingeschlafen.

Leider hat er sich sehr real angefühlt. Genauso wie letzte Nacht und die Nacht davor ... und die Nacht *davor*. Ich richte mich auf, ziehe die Knie an und stütze meine Ellenbogen darauf. Ruhig und klar liegt der See vor mir. Kühler Wind umweht mich. Nicht mehr so eisig wie im Winter, aber auch nicht so warm wie im Sommer, oder so wie vergangenes Jahr, als ich gemeinsam mit Jeff zu der geheimen Höhle hinabgetaucht bin. Unwillkürlich sucht mein Blick die Stelle abseits der G8-Unterkunft.

Der Traum war wieder einmal viel zu real. So wie Dutzende zuvor. Ich kann nicht unterscheiden, welche davon Astralprojektionen sind und welche nicht. Schwester Ina erklärte mir, dass dies wohl eine weitere Fähigkeit ist, die ich besitze. Wie diese außerkörperlichen Erfahrungen jedoch genau funktionieren und ob ich jemals in der Lage sein werde, sie bewusst zu steuern, weiß ich nicht.

Könnten die Träume über Jeff auch ...? Nein! Vehement verbanne ich diesen Gedanken aus meinem Kopf. Ich habe selbst gesehen, wie er gestorben ist.

Verdammt! So kann es nicht weitergehen. Ich rapple mich auf, suche meine Badesachen zusammen und stopfe sie achtlos in den Rucksack.

Erst eine Bewegung im Augenwinkel macht mir bewusst, dass ich nicht alleine bin. Schwerfällig schirmt Damian seine Augen gegen die Sonne ab und richtet sich ein Stück auf. Er liegt hinter mir und scheint ebenfalls dringend benötigten Schlaf nachgeholt zu haben.

»Alles in Ordnung?«

Knapp nicke ich. »Alles bestens.« Seinem Blick ausweichend, grabe ich die Finger in den Stoff des Handtuchs. »Es ist nur wieder eine meiner Migräneattacken. Ich geh' besser zu Schwester Ina und hole mir etwas von ihrem Tee.«

»Soll ich dich begleiten?«, fragt er besorgt.

Ich winke ab. »Nein. Lieb von dir, aber ich will mich danach noch etwas ausruhen. Wir sehen uns nachher beim Abendessen, in Ordnung?«

Aufmunternd lächle ich ihm zu, spüre jedoch, dass mir das kläglich misslingt.

Auf dem Rückweg zu meinem Zimmer grüble ich über Jeff nach. Ich muss es endlich schaffen, von ihm loszukommen.

Er hat mich verraten, wollte mich und meine Freunde umbringen und ist bei dem Versuch selbst ums Leben gekommen. Warum lässt mich mein Unterbewusstsein nicht endlich damit in Ruhe? Schließlich ist das Ganze bereits ein halbes Jahr her. Ist es die Angst, dass sich Panisár doch noch rächen könnte? Immerhin hat Damian seinen einzigen Sohn umgebracht und ich kann mir nicht vorstellen, dass der Herrscher der Unterwelt das so einfach auf sich beruhen lässt. Schwebt er in Gefahr? Würden die anderen Engel ihm helfen, wenn es so wäre? Es darf nicht sein, dass Damian meinetwegen eine Zielscheibe auf der Brust hat. Immerhin hat er mir lediglich helfen wollen.

»Ahhhh.« Voller Wucht kralle ich die Finger tief in meine Haare und zerre an ihnen. Dass mich jemand hören könnte, ist mir herzlich egal. Diese Gedanken machen mich noch irre.

Um sicherzugehen, dass ich heute Nacht noch etwas Schlaf bekomme, schlage ich kurzentschlossen den Weg zu unserem Hauptgebäude ein, in dem sich außer dem Speisesaal auch die Krankenstation befindet. Schwester Ina hat so ziemlich für jede Beschwerde die passende Medizin, die sie größtenteils selbst herstellt. Ihr Tee hat mir schon öfter geholfen. Doch auch er schafft es nicht, das ungute Gefühl in meiner Magengrube zu beseitigen.



Kaytlin

(4 Wochen später)

Das Ticken der Uhr gibt den Rhythmus meiner Atmung vor. Während ich mir beide Handballen gegen die Augenlider presse, achte ich auf die immer gleichbleibenden Töne. Tick tack, tick tack. Als könne nichts und niemand sie dabei stören, ihrer Arbeit nachzukommen. Und obwohl sie mir dadurch auf beruhigende Weise signalisiert, wo ich mich befinde, verfolgt mich der Albtraum von letzter Nacht weiter. Jede einzelne Sequenz hat sich unwiderruflich in mein Gedächtnis gebrannt.

Der Traum handelte von ihm. Natürlich. Wie fast jede Nacht seit über einem Monat. Seine intensiven Augen, das schiefe Grinsen und die arrogante Haltung bescheren mir ununterbrochen schlaflose Nächte. Noch immer spüre ich seinen Verrat in jeder Faser meines Seins. Der erste Mensch, dem ich mein Herz geschenkt habe, hat es herausgerissen, zu Boden geworfen und ist darauf herumgetrampelt. Nur aufgrund seiner eigenen Interessen.

Anfangs glaubte ich, gut damit zurechtzukommen. Mit Rachel, Damian und Ryan an meiner Seite dachte ich kaum an Jeff. Wir verbrachten jeden Tag gemeinsam, sind schwimmen gegangen, haben trainiert und viel gelacht. Dann haben die Albträume angefangen. Inzwischen sind sie so schlimm,

dass der daraus resultierende Schlafmangel mächtig an meinen Nerven zerrt.

Meine einzige Hoffnung, etwas Ruhe zu bekommen, ist die Flüssigkeit in der silbernen Thermoskanne auf meinem Nachttisch. Mit hämmernden Kopfschmerzen hieve ich meinen übermüdeten Körper in eine aufrechte Position, lasse die Beine über die Bettkante baumeln und greife danach. Noch ehe ich sie schüttele, weiß ich, dass kein Tropfen mehr drin ist.

Resigniert seufze ich. Jetzt dauert es fast eine Woche, bis ich wieder neuen Tee bekomme. Schwester Ina besteht darauf, dass ich nach jeder Kanne eine Pause einlege. Sie meint, es würde ansonsten dazu führen, dass ich ohne ihn nie wieder schlafen kann. An diesen Tagen halten die anderen Alokas einen noch größeren Abstand zu mir als sonst.

Ein Blick aus dem Fenster verrät mir, dass es bereits dämert. Hinter den Bergen der Broken Mountains, innerhalb derer sich unser Camp befindet, steigt die Sonne stetig weiter hinauf. Ganz sacht und hinter dicken Wolken verborgen wird der Himmel mit jeder Minute heller. Genug Zeit, um noch eine Runde joggen zu gehen.

Beim Verlassen des Hauses bemerke ich ein monotones Summen. Was ist das? Es kommt eindeutig aus Richtung der Schule und erinnert mich vage an etwas, doch ich komm einfach nicht darauf, an was. Meiner Neugier folgend verwerfe ich vorerst das Vorhaben, zum Trainingsplatz zu gehen und wende mich stattdessen in die entgegengesetzte Richtung. In den einstöckigen Holzhäusern zu beiden Seiten des Weges ist es ruhig. Natürlich ist außer mir scheinbar noch niemand wach.

Ein schneidender Wind weht um mein Gesicht. Es ist kühler, als ich gedacht hatte. Ich schließe den Reißverschluss

der Trainingsjacke bis zum Hals. Warum noch mal laufe ich eigentlich nicht, um warm zu werden?

Zwischenzeitlich ist das Geräusch verstummt. Dafür höre ich jetzt das Brummen eines Motors und als ich um die Ecke zur Schule biege, sehe ich, wie ein Auto durch das Eingangstor des Camps fährt und an dem kleinen Wachhäuschen kurz hinter dem Tor hält, das sich surrend wieder schließt. Das war also das Geräusch von eben. Mein Herz schlägt schneller. Es ist selten, dass Außenstehende das Camp besuchen. Wer ist das?

Mittig auf dem Weg bleibe ich stehen und beobachte drei Männer in schwarzen Anzügen und akkurat kurz geschnittenen Haaren, die aus dem Wagen steigen. Sie sind groß, strahlen eine stumme Autorität aus und sind schätzungsweise Mitte dreißig. Zielgerichtet schreiten sie auf die Tür des Außenpostens zu, die sich im selben Moment öffnet. General Marlow tritt daraus hervor und unterhält sich mit einem der drei. Die anderen beiden stehen wie zwei Leibwächter schräg hinter ihm.

Nach einigen Sekunden deutet General Marlow erst auf das Schulgebäude, dann auf unsere Unterkünfte. Dabei sieht er mich für eine Sekunde an und nickt mir zu, woraufhin sich auch die anderen in meine Richtung wenden. Nummer eins — wie ich ihn in Gedanken nenne — mustert mich mit zusammengekniffenen Augen. Mein Magen grummelt unter dem stechenden Blick. Und meine Unruhe bleibt auch dann noch, als sich die vier Männer abwenden und das Wachhäuschen betreten. Was auch immer sie hier wollen, wir werden es früher oder später erfahren. Hier bleibt nichts wirklich lange geheim.

In einem stetig gleichbleibenden Rhythmus laufe ich eine Runde nach der anderen um den Sportplatz. Kies knirscht unter meinen Sohlen und die ersten Vögel singen ihr Lied. Abgesehen von meinem eigenen Atem sind dies die einzigen Geräusche um mich herum. Und ich genieße es in vollen Zügen. Nur allzu deutlich ist mir bewusst, dass mir der Lärm der knapp dreihundert Alokas in wenigen Minuten den letzten Nerv rauben wird. Wie gerne würde ich mich tagsüber verkriechen, doch der vollgepackte Stundenplan und unser Training machen das unmöglich.

Schon jetzt spüre ich ihre heimlichen Blicke auf mir. Als würde ich es nicht bemerken, wie ich angestarrt werde. Jeder weiß, was zwischen mir und Jeff war. Jeder weiß, wer er in Wirklichkeit war. Und jeder weiß, dass er mich um ein Haar getötet hätte. Ich verdrehe die Augen und werde schneller. Aber inzwischen sind schon Monate vergangen, verdammt. Warum lassen sie mich nicht einfach in Ruhe?

Der Morgen ist nass und regnerisch, was dazu führt, dass ich die Narben an meinem Rücken bei jeder Bewegung spüre. Sie werden niemals zulassen, dass ich das Erlebte vergesse. Wie kleine Hügel ziehen sie sich von meinen Schultern bis hinunter zur Hüfte und über die Rückseite des linken Oberschenkels.

Inzwischen sind auch die Kriterien der Einberufung bekannt. Doch dank der Hilfe von General Marlow, Sara, Ryan, Rachel und Damian ist es mir bisher gelungen, zu verbergen, dass ich als Einzige über mehr als nur eine Fähigkeit verfüge.

Jeff hatte ebenfalls über die Kraft verfügt, Feuer kontrollieren zu können. Von ihm habe ich alles gelernt, was ich kann. Bei jeder Übung sehe ich ihn vor mir. Ich höre sein

Lachen, erkenne das Funkeln in seinen Augen und spüre die Wärme seiner Haut. Manchmal kann ich mir sogar einreden, er wäre noch immer bei mir. Und zwar als der, den ich kennengelernt habe und nicht als das Monster, als das er sich entpuppt hat.

Krampfhaft zieht sich mein Herz zusammen. Für einen Schlag versagt es seinen Dienst und bringt mich ins Straucheln. Energisch schüttele ich den Kopf. Schon wieder denke ich an ihn. Noch einmal erhöhe ich das Tempo, bis ich sprinte. Sämtliche Muskeln übersäuern und ein schmerzhaftes Brennen breitet sich in meinen Beinen aus. Doch ich ignoriere es und zwingen mich dazu, meine Grenze zu überschreiten. Erst als ich glaube, dass sie mich keinen Schritt weiter tragen können, sinke ich keuchend am Rand der Bahn auf die Knie. Das Gras ist feucht, aber das stört mich nicht. Schweiß rinnt mir über den Rücken. Das Atmen fällt mir schwer. Tief ziehe ich Sauerstoff in die Lungen, ehe ich mich nach hinten fallen lassen und in den Himmel blicke.

Dunkle Wolken kündigen ein Unwetter an. Noch ehe ich den Gedanken beendet habe, landen erste Tropfen auf meinem Gesicht. Leichter Niesel setzt ein, der schnell stärker wird. Doch ich kann mich nicht dazu durchringen, aufzustehen. Ich bleibe einfach liegen und genieße die kühlende Wirkung, die der Regen auf meine überhitzte Haut hat.

»Wie lange willst du denn noch hier liegen? Du erkältest dich, wenn du nicht aufpasst«, sagt Damian, der plötzlich über mir steht und mich aus seinen diamantschwarzen Augen ansieht. An seinen dunklen Wimpern hängen kleine Wasserperlen. »Oder Schlimmeres.«

»Ich bin zu lange gelaufen und brauche eine kurze Pause«, antworte ich genervt. Wieso stört er mich denn jetzt?

»Das habe ich gesehen. Ich dachte schon, dass du jeden Moment umkippst.« Tadelnd schürzt er die Lippen und verschränkt seine Arme vor der Brust.

Beide meiner Brauen wandern nach oben. »Stalkst du mich etwa schon wieder?«

Das hätte ich mir ja denken können. Seit Damian in unser Camp gekommen ist, ist es seine Mission, auf mich aufzupas- sen. Anfangs hat er dies heimlich getan und mich überall hin verfolgt. Zu meinem Glück, denn ohne ihn wäre ich bereits zweimal getötet worden. Später hat er mir jedoch erzählt, dass er von den Erzengeln geschickt wurde, um mich zu be- schützen. Seitdem weicht er mir kaum noch von der Seite, egal wie mürrisch und launisch ich bin. Nicht zu vergessen die Sache mit meinem Fenster, vor dem er beinahe jede Nacht Wache hält.

»Ich habe dich nie gestalkt und das weißt du.« Damian streckt mir eine Hand entgegen. »Und jetzt los, steh auf!«

Ich schlage sie zur Seite, rapple mich hoch und gehe ohne ein weiteres Wort an ihm vorbei.

»Dir muss eiskalt sein.« Sofort ist er neben mir und zieht seine Jacke aus. »Hier, nimm die! Sie ist zwar etwas feucht, aber nicht so nass wie deine.«

Damian hängt sie mir über die Schultern. Augenblicklich bin ich von seinem Duft eingehüllt, der so klar und rein riecht wie der gerade frisch gefallene Regen. Unauffällig sauge ich ihn ein, kuschle mich tiefer in den warmen Stoff und entspanne mich etwas.

»Hattest du wieder einen Albtraum?«, fragt er besorgt.

Ich nicke. Langsam werden meine Augenlider schwer und ich spüre eine mir unbekannte, aber lang ersehnte Müdigkeit.

Damian steckt die Hände in die Hosentaschen. Er hält den Kopf gesenkt und blinzelt zu mir. Der Regen prasselt auf seine Schultern. »Du solltest duschen gehen und dich dann noch einmal hinlegen, Kay. Du mutest dir zu viel zu.«

»Du weißt, dass das nicht geht. Frau Heyerton wäre nicht gerade begeistert, wenn ich ihren Unterricht verschlafe«, erwidere ich träge und gähne herzhaft.

»Zum einem würde sie sehr wohl Verständnis haben, da jeder hier weiß, was du durchgemacht hast ...«

»Einen Scheiß wissen sie«, unterbreche ich ihn barsch.

Er übergeht meinen Einwand geflissentlich und spricht weiter: »... und zum anderen haben wir heute frei.«

Den Mund bereits zu einer schroffen Erwiderung geöffnet klappe ich ihn wieder zu und starre Damian an. Meine Schritte stocken. Bin ich derzeit wirklich so durch den Wind, dass ich das vergessen habe? Jetzt, wo er es erwähnt, erinnere ich mich, dass Sara uns gestern nach dem Asana Training einen schönen freien Tag gewünscht hat.

Damian packt mich sanft am Arm und zieht mich mit sich, damit ich nicht vollends stehen bleibe.

»Also ab mit dir ins Bett, wir sehen uns dann zum Mittagessen. Ich hole dich ab«, sagt er bestimmend, als wir auf dem Platz vor unseren Häusern stehen.

Murrend gehe ich auf mein Zimmer. Ohne mich um die nassen Klamotten zu scheren, lasse ich mich auf das Bett fallen und schließe die Augen.